

Jacques Rancière, Die Nacht der Proletarier. Archive des Arbeitertraums, Turia + Kant, Wien/Berlin 2013 [1981], 485 S., brosch., 40,00 €.

Seit einigen Jahren erobert ein glamouröser Neo-Kommunismus die Rednerpulte der Welt. Neben dem Nachweis, dass eine radikale politische Philosophie Starappeal haben kann, sind damit eine neomarxistische Re-Theoretisierung alter und neuer Protestbewegungen sowie eine Wiederbelebung der ‚utopischen‘ Qualität des Politischen verbunden. Im radikalschicken Jetset hat sich eine recht praktische Arbeitsteilung herausgebildet. Slavoj Žižek gibt den Klassenkasper, Alain Badiou den metaphysisch-religiösen Erlöser, und die italienische Fraktion, Antonio Negri und Giorgio Agamben, ist katholischer als der Papst. Jacques Rancière spielt die Rolle des akribisch-strengen Philologen. Sein Buch „Die Nacht der Proletarier“ – eine deutsche Übersetzung ließ 30 Jahre auf sich warten – rückt Rancière nun in ein intellektuelles Licht jenseits postmoderner politischer Philosophie und Ästhetik. Die Großstudie zeigt, dass Rancière vor allem Historiker ist. Wer nach dem Gehalt seiner politischen Utopie fragt, wird, paradoxerweise, vielleicht am ehesten in dieser historischen Arbeit fündig.

Rancière berichtet über „einige Dutzend, einige Hundert Proletarier, die um 1830 zwanzig Jahre alt waren, und die in dieser Zeit jeder für sich entschieden haben, das Unerträgliche nicht weiter zu ertragen“ (S. 7). Die „Nacht“ im poetisch-schönen Titel des Buchs ist dabei wörtlich zu nehmen. Es geht um Nächte, in denen Rancières Helden nicht schlafen, um ihre Arbeitskraft zu reproduzieren (wie die herrschende Ordnung es von ihnen verlangt), sondern in denen sie zusammensitzen und ihre Ideen diskutieren. Rancière widmet sich Arbeitern, Handwerkern und Kleingewerbetreibenden, die nach der Juni-Revolution zum Saint-Simonismus fanden, die Lehren Charles Fouriers reflektierten oder mit Étienne Cabet nach Ikarien aufbrachen; die zumeist kurzlebige Arbeiterzeitschriften herausgaben, literarisch-philosophische Zirkel ins Leben riefen oder auch sonst allerlei intellektuelle Abenteuer eingingen. Rancière rekonstruiert eine Situation, in der sich ein (politisches) Selbstbewusstsein unter denjenigen herausbildete, die bis dato von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen waren. Rancières Proletarier sind die ‚Anteillosen‘, die nun ihren Anteil am Gesellschaftsganzen einfordern – ein Thema, das in späteren Arbeiten wie auch der jüngeren Rancière-Rezeption prominent werden wird. Minutiös zeichnet er die als nicht repräsentativ gekennzeichneten Lebenswege von Schneidern und Schriftsetzern, von Arbeiter-Philosophen und Arbeiter-Schriftstellern nach, deren Schicksal es gewesen sei, „wie Arbeiter zu leben und als Bourgeois zu sprechen“ (S. 9). Das Buch widmet sich der Artikulation der Arbeiterschaft als kollektives, aber eben nicht homogenes Subjekt. „Welches Verhältnis“, so fragt er, „besteht zwischen den sonntäglichen Extravaganzen dieser ‚Handwerker‘ und ‚Kleinbürger‘ und den soliden Realitäten der Ausbeutung und des Klassenkampfs?“ (S. 37).

„Die Nacht der Proletarier“ liefert keine entkoppelte Ideengeschichte des Frühsozialismus. Vielmehr geht es darum, die Formierung ‚konkreter Utopien‘ wie der Arbeiter-Assoziation nachzuzeichnen. Im Zentrum des Arbeiterlebens der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so schreibt Rancière, stand nicht so sehr Armut und Elend, sondern Prekarität. Einigen Handwerkern oder Kleingewerbetreibenden gelang es durchaus, einen gewissen Lebensstandard zu erringen, „[a]ber der kleinste Zufall reicht zusammen mit der unregelmäßigen Arbeit und den Nebensaisonen [...] aus, diese fragilen Positionen zu zerstören“ (S. 51). Rancière rekonstruiert eine Welt, in der körperliche Stärke, Geschicklichkeit oder berufliche Qualifikation „so viel wert [sind] wie ein Lotterieschein“ (S. 56) und daher wenig taugen, um die (eigene) „Arbeiterwürde“ darauf zu gründen. Rancières Arbeiterbewegung ist keine berufsstolze Facharbeiterbewegung, keine Bewegung, in der „Arbeit“ und „Fleiß“ mythisch überhöht werden. Im Gegenteil: „Das im Namen der Arbeiterklasse ergriffene Wort setzt eine interne Revolution voraus, die Umkehr der Hierarchien von Kraft und Geschicklichkeit. Denn diese Hierarchien, die letztlich auf den Zufall der Geburt oder die Willkür der sozialen Distinktion verweisen, repräsentiere im Herzen der Welt der Arbeiter das Gesetz der Kasten, das ihre untergeordnete Position festschreibt.

Daher stammt die privilegierte Rolle der seltsamen Avantgarde der Meister der Nadel und der kleinen Bleiklötze“ (S. 64f.). Gemeinsame Erfahrung von Prekarität bei heterogener Herkunft – auf diese Formel bringt Rancière die Arbeiterschaft des frühen und mittleren 19. Jahrhunderts. Es ist eine „Arbeiterklasse“, die „in jeder Etappe den Eindruck eines Durchgangsortes bietet, in dem das wissende Auge sich darin verliert, den wahren Proletarier vom rückständigen Handwerker oder dem unqualifizierten Dienstleister unterscheiden zu wollen“ (S. 47). Nur, und darin liegt Rancières Pointe: Dieses Durchgangsstadium ist permanent, es ist der ‚eigentliche‘ Wesenszug der Arbeiterschaft.

Ein zentraler Themenstrang des Buchs ist die Analyse der ‚konkreten Utopien‘ ökonomischer und sozialer Selbsthilfe. Sowohl deren organisatorische Formen als auch ihre intellektuelle Grundierung befreit Rancière als Reflex auf und Intervention in eine spezifische soziale und ökonomische Situation. Der Saint-Simonismus fand, so Rancière, gerade deshalb Anklang, weil er nicht die „materielle und moralische Allmacht der Arbeit“ predigte, sondern „im Gegenteil in der Idee der praktischen Perspektive der Assoziation Arbeiter [versammelte], deren Qualifikationen, Ressourcen und Lebensweisen sich unterscheiden, die aber durch dasselbe Gefühl der Prekarität und denselben Willen verbunden sind, eine Form der sozialen Beziehungen auszuprobieren, die gleichzeitig einen individuellen Ausweg und das Vorbild für eine Lösung für die kollektive Prekarität bietet“ (S. 182).

Jacques Rancières „Die Nacht der Proletarier“ ist ein Lesevergnügen. Es ist ein Buch von literarischem Glanz, nicht zuletzt dank der hervorragenden Übersetzung von Brita Pohl. Die Impulse, die davon ausgehen könnten, weisen in mindestens drei Richtungen. Erstens drängt es auf eine notwendige Neuentdeckung der Arbeitergeschichte, die ihren Ausgangspunkt in der Heterogenität historischer Lebens- und Arbeitswelten sowie der Pluralität politischer Ideen und Organisationsformen setzt. In den 1980er und 1990er Jahren ist das verschiedentlich bereits angegangen worden, fand dann allerdings keine Fortsetzung. Damit verbunden ist, zweitens, die Herausforderung, die Geschichte des 19. Jahrhunderts aus Sicht einer zeitgemäßen Sozialgeschichte neu zu vermessen – beispielsweise entlang der Figur der ‚Prekarität‘ (deren analytisches Potenzial bereits vor gut 20 Jahren in Arbeiten zur Geschichte des vor-märzlichen Handwerks zumindest angedeutet wurde). Was hier möglich scheint, ist eine Erneuerung der einstmaligen produktiven Allianz von Sozialgeschichte und Gesellschaftstheorie. Drittens schließlich kann Rancières Buch als exemplarische Fallstudie für einen bis heute innovativen Ansatz dienen: für eine Sozialgeschichte des (utopisch-politischen) Denkens, die Ideen als ‚Verarbeitung‘ und Form der ‚Aneignung‘ sozialgeschichtlicher Lagen begreift (und eben nicht, wie Teile der Ideengeschichte, lediglich als deren ‚Abbildung‘). Rancières Sozialgeschichte ist dabei immer auch Erfahrungs- und Emotionsgeschichte, im konkreten Fall eine Genealogie der ‚(arbeiter-)brüderlichen Liebe‘. Im Gegensatz zu mancher emotionsgeschichtlichen Studie weiß Rancière aber, dass er in den Quellen keine ‚echten‘ Gefühle, sondern deren *Artikulation* findet. Diese Artikulation, und nicht die vermeintlich dahinterliegenden ‚authentischen‘ Emotionen, bringt Rancière in Stellung, um soziale Beziehungen und politische Programme zu fassen; so etwa im Bericht eines saint-simonistischen Missionars, der am 22. April 1837 über einen in Paris lebenden deutschen Schneider schrieb: „Ein nebelhafter Nörgler, der sich in einer Menge von Hypothesen verliert, die er mit alten Philosophenzitaten würzt. Noch einer, der einen zu Tode langweilt. [...] Ich mag ihn trotzdem sehr gern, aber mehr, wenn er zuhört, was nicht oft geschieht“ (S. 34).

Timo Luks, Chemnitz

Zitierempfehlung:

Timo Luks: Rezension von: Jacques Rancière, Die Nacht der Proletarier. Archive des Arbeitertraums, Turia + Kant, Wien/Berlin 2013 [1981], in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 54, 2014, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81571>> [14.7.2014].